

Die Neue Welt



Nr. 17

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Vierter Klasse.

Von Richard Behmel.*

Es rollt und rüttelt und dröhnt und stampft,
Und klirrt und rasselt und saust und dampft;
An kreisenden Feldern vorüber im Flug,
Durch Pommerns Ebne rast der Zug.

Ich schaue und horche und weiß es kaum,
Ich träume einen stolzen Traum,
Wie, Form geworden, der Menschengestalt
Donnernd um Ape und Ape kreist.

Da schreiet ein Kindchen neben mir
Und übertönt das Eisenthier.
Es klang so weh, mein Traum zerrinnt;
So blaß, so mager ist das Kind.

Im Wagen schwankt die Dämmerung,
Und Gaslicht schwankt und Schattensprung;
Aus rothgewürfeltem Bettchen sticht
So spitz heraus das kleine Gesicht.

Von Kisten und Kasten überdrängt,
Von Säcken und Päckchen eingezwängt,
Schaufelt die Mutter ihr Kind zur Ruh
Und summt ein Wiegenlied dazu.

Und rund herum, gedrückt und schwer,
Verworrene Worte hin und her;
Gesichter furchig, knochig, stumpf,
Und Menschendünste, dick und dumpf.

Zusammengeduckt mit Hab und Gut,
Mit ihrem letzten Bischen Muth,
Aus Polen und Preußen sitzen sie da
Und wollen nach Amerika.

Nur wenn das Wörtchen „Drüben“ fällt,
Grünt eine ferne Hoffnungswelt,
Und Alle athmen tiefer dann,
Und Alle sehn sich nickend an.

Und durch ihr Seufzen, ihr Geschwärm,
Durch Rädergepolter und Eisenlärm,
Wie Stimmen der Erlösung ziehn
Der Mutter leise Melodien.

O heiliger Stall von Bethlehem,
Dein Wunder ist noch heut zu sehn,
Wenn eine Wächnerin beglückt
Ihr Kind in Armuth an sich drückt!

Nun schläft's, nun hüllt sie's ein recht warm,
Und legt's behutsam aus dem Arm
Und lehnt sich müd an ihren Mann
Und sieht ihn bang und liebevoll an.

Und er versteht den Mutterblick
Voll Sorge, Furcht und Mißgeschick,
Und mit der breiten Schwielenhand
Zeigt er hinaus ins finstre Land.

„Sei ruhig, Marie, Du wirst schon sehn,
Da drüben wird Alles anders gehn,
Da schaff' ich uns eigen Feld und Vieh,
Da wirst Du wieder gesund, Marie.

„Du brauchst nicht leben wie ein Hund,
Ihr werdet Beide wieder gesund,
Und unser Kind hat, wird es groß,
Im neuen Land ein besser Loos!“

Und Sorge, Furcht und Mißgeschick
Vergehen in dem einen Blick,
Mit dem sich diese Bauernseelen
Von ihrem Kinde stumm erzählen.

Es rollt und rüttelt und stampft und staucht,
Und klirrt und rasselt und keucht und faucht;
Durch's wirbelnde Dunkel in rasendem Flug
Sauft weiter und weiter der jagende Zug.

Ich horche und horche und weiß es kaum,
Ich träume einen gläubigen Traum,
Wie Glück begehrend der Menschengestalt
Empor zu neuen Formen kreist.

Im Wagen schweigend schwebt die Nacht,
Der Schlaf schwingt seine Spindel sacht;
Die Bäuerin ist eingenickt,
Auf's Knie des Mannes hingebückt.

Der sitzt noch wach mit mir allein,
Wir gucken uns still in die Augen hinein,
Bis uns der Blick die Zunge löst
Und hin und her das Klüstern döst.

Und er erklärt mir, wie es kam,
Daß sie verkauften ihren Kram,
Und wie sie der Agent gedingt,
Der nun sie in den Urwald bringt.

Es war kein neues Wort dabei,
Es war die alte Litanei
Von saurem Schweiß und Hungerlohn,
An der nur neu des Jammers Ton.

„Und wie dann gar noch Weib und Kind
Mir schwach und krank geworden sind,
Da haben wir endlich das Schwerste gewagt,
Dem Dörfchen Lebewohl gesagt.“

„Und hat sie auch zuerst geweint,
So hat sie doch zuletzt gemeint:
Fällt's uns auch schwer, wenn nur das Kind
Ein ander Loos als wir gewinnt!“

So schwinden Stationen im Fluge vorbei
Und Glockensignale und Kellnergeschrei,
Und bleicher tanzen die Lichter schon:
Der Morgen steigt auf seinen Thron.

* Aus der Gedichtsammlung „Lebensblätter“, Verlag der Genossenschaft Pan, Berlin 1895.

Und um uns her bewegt es sich,
Und reckt und dehnt und regt es sich,
Und langsam werden Alle wach
Und blinzeln in den jungen Tag.

Ein Tag von jenen, glanzgefüßt,
An denen jeder Halm uns grüßt,
Und jeder Sonnenstrahl das Herz
Zum Lachen zwingt, trotz Noth und Schmerz.

Die Fenster nieder, Luft und Licht,
Und Alle drängen sich dicht bei dicht
Und zeigen hinaus, wo Stromumblinkt
Mit Thürmen und Masten Hamburg winkt.

Die Mutter aber, still im Schwarm,
Nimmt faust ihr Kindchen in den Arm
Und nimmt das Tuch ihm vom Gesicht
Und — da: was stiert sie und küßt es nicht?

Was stiert und stiert sie, daß mir graut?
Da löst sich ein ersticker Laut,
Da liegt's im Schooß ihr starr und todt,
Der Vater stammelt: Barmherziger Gott!

Im Wagen, plötzlich, wird es stumm,
Die Bauern sehen scheu sich um.
Manch Auge zuckt. Die Mutter wimmert:
Mein Kind, mein Kind! Manch Auge flimmert.

Es kreischt die Maschine, es stockt ihr Lauf,
Die Schaffner reißen die Thüren auf.
Ich stehe im brausenden Bahnhofraum,
Da rast das Leben, es gilt kein Traum.

Es gilt, daß man sich ganz gesteh,
Wie unbekümmert um Glück und Weh
Form begehrend der Menschengestalt
Um seine ewige Aze kreist.

Vierundzwanzig Stunden im Arrest mit einer Gräfin.

Ein wahres Erlebnis von A. P.

Die schwere Eisenthür meiner großen, weiß getünchten Zelle öffnete sich klirrend, der Aufseher schob eine große, schwarze Frauengestalt herein und rief mir zu: „Da haben Sie Gesellschaft.“

Es war ein recht trüblicher Winternachmittag; schwere Nebel verdrängten das Tageslicht und hüllten Alles in Dunkelheit. Auch meine Augen vermochten nicht mehr die Buchstaben meines Buches zu entziffern und gelangweilt, in recht verbrießlicher Stimmung, lief ich in der Zelle auf und ab. Zur Abwechslung spazierte ich gemessenen Schrittes, jeden einzelnen zählend, auf und nieder. So hatte ich wohl schon ein stattliches Duzend mal die vierzehn Schritte gemacht, die mir der Längsraum meiner Zelle gestattete, als ich in dieser anregenden Beschäftigung durch das Eingangserwähnte Öffnen der Thür unterbrochen wurde. Nach einer Zellengefährtin hatte ich mich immer gesehnt, seit ich das Staatsquartier bewohnte; Menschen wollte ich um mich haben, mit ihnen wollte ich reden. Wiederholt hatte ich den Direktor der Strafanstalt darum gebeten, doch immer umsonst. Man hatte keine passende Gefährtin für mich, die „Politische“. Nun endlich erhielt ich doch eine Zellengenossin, mein Wunsch war erfüllt! Aber sonderbar, jetzt standen wir uns Beide gegenüber, und keine sagte ein Wort. Ich war in meinem amüsanten Gedanken, die Schritte zu zählen, so jäh gestört worden, und so erstaunt, außer meinem Aufseher und den patrouillirenden Justizsoldaten plötzlich auch jemand Anderen zu sehen, daß ich einen Moment außer Fassung gerieth und kaum den leisen Gruß der Eintretenden erwiderte.

Endlich fiel mir auf, daß sie noch immer stand, und ich schob ihr den zweiten Stuhl hin, der sich in meiner für vier Personen bestimmten Zelle befand. Ich begann meine Gesellschafterin zu betrachten. Sie war eine schöne, schlanke, hochgewachsene Person. Ihr Gesicht zeigte zwar nicht mehr die Spuren der ersten Jugend, war aber von ausnehmender Lieblichkeit und Zartheit. Ihre Bewegungen, ihr ganzes Gebahren waren das, was man aristokratisches Exterieur nennt.

Ihre Kleidung war eine für den Arrest ungewöhnliche. Sie trug ein elegantes, schwarzes Seidenkleid, darüber einen kostbaren Pelzüberwurf und hatte Lackstiefeln an. Als sie sich Abends entkleidete, fiel mir ihre elegante, seidene Wäsche auf. — Endlich wurde mir dieses stumme Gegenüberstehen peinlich und ich bot ihr meine Bücher an. Sie lehnte aber dankend ab; sie war nicht in der Stimmung, zu lesen. Das angefangene Gespräch konnte nicht fortgesetzt werden, da die Zeit meines Spazierganges herangekommen war. Sie blieb allein in der Zelle und ich ging wie tagtäglich eine halbe Stunde, selten länger, allein zehn Schritte hinter einer Schaar paarweise gehender Frauen. So war es mir angeordnet worden. Während die Anderen, die vor mir Gehenden,

lebhaft plauderten, mußte ich jede versuchte Annäherung ablehnen, denn sobald der Aufseher eine solche bemerkte, rief er den Frauen brutale Schimpfworte zu. Mir wurde unter vier Augen bedeutet, mich mit „Denen“ ja in kein Gespräch einzulassen. Eigentlich wußte ich nicht bestimmt: Wollte man mich vor der Berührung mit diesen unglücklichen Frauen, den gemeinen Verbrecherinnen, bewahren oder sollten diese vor dem Giftthaue des Sozialismus beschützt werden! Wie dem auch sei; nach jedem solchen Spaziergang war ich erregt und empfand das Verlangen, mich mit einem menschlichen Wesen auszusprechen. So war es auch heute, und ich jubelte innerlich, daß in meiner Zelle Jemand saß, daß ich reden konnte. Meine schöne Zellengenossin hatte sich während meines Spazierganges einen Imbiß bestellt, dazu eine Flasche Wein, durch dessen Genuß auch sie ihre gebrückte Stimmung theilweise verlor. Eine sichtbare, nachhaltige Erregung schrieb ich dem Umstande zu, daß sie unter dem Eindruck stand, im Arrest zu sein.

Ich konnte sehr gut nachfühlen, wie schrecklich ihr diese Empfindung sein mußte! War sie doch eine so elegante, augenscheinlich an Luxus gewöhnte Person, daß diese triste Umgebung allerdings geeignet sein mußte, auch ein sonst ruhiges Wesen zu erschüttern. Allerdings meine ich damit nicht, daß an Entbehrung und Dürftigkeit gewöhnte Personen mehr Anpassungsfähigkeit für den Arrest haben! Fühlte ja auch ich die Abscheulichkeit des Gefängnisses im schärfsten Maße und doch hatte ich schon schlechtere, unheimlichere Wohnungen bewohnt, als meine Gefängniszelle war. Aber das schreckliche Aufregende am Gefängnis ist das Bewußtsein, trotz Gesundheit und Kraft keinen Schritt weiter machen zu dürfen, als der Zellenraum gestattet; daß die Thür sich nur dann öffnet, wenn der Aufseher oder ein anderes Organ der Strafanstalt sie öffnet. Und das Furchtbarste ist, daß man dieses erbärmliche Gefängnisleben nicht einmal unbeobachtet ertragen darf! Bei der unbedeutendsten, wie bei der intimsten Bewegung ist man von dem Gefühl gemartert: Werde ich jetzt beobachtet? Jeden Augenblick erwartet man, daß der am Korridor patrouillirende Posten den Schieber von der Thüröffnung rückt und das Thun und Lassen in der Zelle beobachtet. Wie peinigend das Gefühl ist, sich bei jeder Bewegung verfolgt zu wahren, kann nur Der beurtheilen, der die Einzelhaft erduldet hat. Wohl ist es für Männer viel erträglicher, denn diese werden wieder von Männern, von ihren Geschlechtsgenossen, bewacht, weiblichen Gefangenen aber ist die Begünstigung verwehrt, von Frauen bewacht zu werden. Jeden Nerv fühlt man beben, wenn man zur Nachtzeit in der erleuchteten Zelle im Bette liegt und der Justizsoldat mit mehr als nothwendigem Geräusch auf und abgeht. Plötzlich hält der Schritt an der eigenen Thür — ein Ruck des Schiebers, der die Öffnung von außen verdeckt, und das Auge des Soldaten wird sichtbar. Jedesmal, so oft ich dies gewahr wurde, erfaßte mich ein nervöses Zittern; ich durfte nur den Schritt des Soldaten hören, wenn er sich meiner Zelle näherte, so hielt ich den Athem an und erwartete angstvoll den Moment, wann der Ruck hörbar und das Auge sichtbar wurde. Diese martervollen, aufreibenden Nächte machten mir das

Alleinsein in der Zelle so schrecklich. Bei Tage, wo ich mich mit Schreiben, Lesen und Handarbeiten beschäftigen konnte, ertrug ich es leichter. Und nun sollte ich erlöst sein, die angsterfüllten Nächte sollten vorüber sein!

Unter dem Eindruck dieser für mich so schrecklichen Dinge war mir die Erregung meiner nunmehrigen Zellengenossin begreiflich. Ich wollte sie zerstreuen, sie von ihren Gedanken ablenken und ich begann ihr von meinem Spaziergang zu erzählen. Ich fragte sie, wie lange sie hier bleiben werde, und erfuhr, nur vierundzwanzig Stunden! Wie beneidete ich sie! Ich wünschte mir nichts sehnlicher als den Tag, an dem ich mir sagen konnte: Noch einen Tag und eine Nacht, und es ist vorüber! — Die Unterhaltung hatte begonnen und meine Zellengenossin erzählte mir nun, welche peinliche Stunden sie durchmachen mußte, ehe man sie in die Zelle brachte. Vormittags war sie gekommen, ihre Strafe anzutreten, und drei Stunden vergingen, ehe sie an ihren Bestimmungsort, in meine Gesellschaft, gelangte. Zuerst mußte sie warten, bis sie sich ihrem Senatspräsidenten vorstellen konnte, das andere Mal auf den Direktor der Strafanstalt. Endlich wurde sie der Frau eines Hausbeamten übergeben, die an ihr die übliche Prozedur des Durchsuchens vornahm. Entrüstung und Empörung sprachen aus dem Ton, leuchtete aus den Augen meiner schönen Gefährtin, als sie mir die Art schilderte, wie das geschah. Sie mußte sich ihrer Oberkleider entledigen, und das genügte noch nicht! Rücksichtslos wurde sie vom Kopf bis zum Fuß von der Frau abgegriffen, ob sie nicht irgend einen für den Arrest verbotenen Gegenstand eng an den Körper verborgen halte. Geld, Uhr, Schmuckgegenstände, Spiegel und selbst das in Gold gefaßte Vornon wurden ihr abgenommen. Ihr schönes, reiches Blondhaar mußte sie auflösen und die Beamtenfrau wühlte brutal, ob nicht hier irgend ein Gegenstand vorhanden sei. Dieses peinliche Durchsuchen ist eines der abstoßendsten Momente für Alle, welche des moralischen Haltes nicht verlustig sind. Auch meine Zellengenossin kam immer wieder darauf zu sprechen und jedesmal rötheten sich ihre Wangen. Es ist leicht zu errathen, daß wir uns gegenseitig auch die Veranlassung unseres Hierseins mittheilten. Lebhaft sind mir noch ihre erstaunten, verwunderten Blicke in Erinnerung, als ich mich als eine „politische Verbrecherin“ vorstellte. Als eine Person, welche in Versammlungen spricht und für Zeitungen politische Artikel schreibt. Mit fast kindlicher Neugier fragte sie, warum das alles sei, welchen Zweck die Versammlungen haben und warum man deswegen eingesperrt werde. Gar große Augen machte sie, als ich sie schließlich fragte, ob sie noch nie von den Sozialdemokraten gehört habe, ich sei eine Sozialdemokratin. Mit reizender Naivität freute sie sich nun, eine Sozialdemokratin zu kennen. Sie hatte wohl hier und da von Sozialdemokraten reden gehört, aber nie gewußt, was diese eigentlich seien. „Das verstehst Du nicht, Kind!“ „Das ist nichts für eine Dame!“ waren die Antworten, die sie auf solche Fragen immer bekommen hatte. Nun mußte ich ihr erzählen, und ich that es wirklich gerne.

(Schluß folgt.)

Die Verjüngung der Städte.

Von Hans Narius.

(Schluß.)

Vergleichen wir nun unsere Kulturverhältnisse mit denen fast aller früheren Zeiten, so zeigen sich im Interesse des städtischen Lebens, abgesehen von den schon erwähnten Fortschritten überhaupt, namentlich drei große Unterschiede. Erstens ist die Sicherheit des Lebens gegen früher so sehr gewachsen, daß die ängstliche Enge der Städte und damit auch der schroffe Gegensatz zwischen Städter und Landmann immer unbegründeter wird. Zweitens ist die Uebermacht der Fürsten, des Staates und der Priesterschaft in einer Weise gesunken, die nicht nur den radikalen Politiker, sondern auch den Vertreter dieser Mächte selbst veranlaßt, auf die Beschränktheit ihrer Kräfte hinzuweisen. Dies drückt sich in den Städten u. A. dadurch aus, daß sie in der Neuzeit lange nicht so sehr wie im Mittelalter und Alterthum durch fürstliche, staatliche und religiöse Bauten gekennzeichnet sind. Endlich drittens der wohl wenigst beachtete, aber vielleicht wichtigste Unterschied unseres Lebens gegen früher: die Trennung der Wohn- und Arbeitsstätten. Für den Städtebau dürfte dies das mächtigste Prinzip der Umformung sein.

Aus den genannten drei Unterschieden ergeben sich nun folgende Anforderungen an die Gestalt der Städte. Die erreichte Sicherheit des Lebens im Verein mit der modernen Kriegstechnik ermöglicht es, den quantitativen Ansprüchen an die Städte durch Verzicht auf die Mauern und auf neuere Umschließungen gerecht zu werden: „Sprengung der Gürtel“. Das Sinken der Fürstenmacht, wie der Staats- und Kirchenmacht ergibt eine Erhöhung der an die Privaten, kurz an das Volk, gestellten Ansprüche; es muß Raum für ein selbständiges Wohnen, Arbeitstreiben und Anderes geschaffen werden. Die Trennung dieser beiden Thätigkeiten endlich verlangt nicht nur mehr Raum überhaupt, sondern auch mehr Unterschied in der Beschaffenheit der Stadttheile. Und alle diese drei Prinzipien zusammen brechen das, was fast sämtlichen bisherigen Stadtformen gemeinsam war: die einheitliche Konzentration auf die Stadtmitte. Nicht nur die Staaten streben (mehr als es scheint und als es gut scheint) nach Dezentralisierung; auch die Städte verlangen eine Unabhängigkeit von ihrer Metropole, von dem „Zentralort“ oder der „City“, also eine Mehrzahl städtischer Zentren, überhaupt eine „Zerstreuung der Knotenpunkte“.

Mit diesen Anforderungen hätten wir das Ideal eines neuen, achten Stadtypus vorbereitet; fragt sich nun, wie weit ihm die übrigen Thatfachen entsprechen.

Die „Sprengung der Gürtel“ ist so gut wie überall (auch in orientalischen Städten, wie Teheran) geschehen, und mit ihr haben die vielberufenen „Stadterweiterungen“ begonnen. Die Vorstädte wurden dem Kern angegliedert und erweitert, die Vororte werden allmählig ebenso behandelt, kurz die Stadtgrenzen immer mehr ausgezehnt. An dieser „äußeren“ Stadterweiterung fehlt es im Allgemeinen nicht. Nun verlangen aber die veränderten Verhältnisse auch eine „innere“ Stadterweiterung, eine Lockerung des inneren Zusammengedrängten. Der Verkehr fordert eine Vergrößerung der gesammten Straßenfläche, die hygienischen und sozialen Zustände verlangen ein „weiträumiges“ Bauen, ein Abgehen von der „geschlossenen“ Bauweise früherer Zeiten. Diese „innere“ Stadterweiterung ist seit Langem das Schmerzenskind unserer Großstädte. Ein allgemeines Gefühl und Bewußtsein von der Dringlichkeit energischer Durchbrüche, und immer wieder das Scheitern fast aller Bemühungen an einer ganzen Menge von materiellen und — geistigen Hindernissen.

Der Uebergang von fürstlicher, staatlicher und kirchlicher Vormacht zu der des privaten Treibens in Industrie, Handel, Kunst, Hausleben usw., hat bereits thatächlich die privaten Arbeits-, Unterhaltungs-, Wohnungs- und andere Anlagen über die fürstlichen, staatlichen und kirchlichen hinauswachsen lassen. Das geschwächte Eigenleben der hier noch waltenden Mächte, gestützt durch ihr weniger geschwächtes Ansehen, benimmt ihren Anlagen die lokale Ueber-

macht mit allen dadurch ermöglichten Vortheilen für die Stadt und die künstlerische Selbstständigkeit; sie haben keinen eigenen Stil mehr und leben von vergangener Kunst. Ihr Erbs, die privaten Bauten, haben noch keinen eigenen Stil und haben unter der Abhängigkeit von ihren Nützlichkeitsszwecken wenig Gelegenheit zu Rücksichten auf das Ganze. Ueberall Kompromisse wegen Raum Mangels und wegen des Aufeinanderstehens der verschiedensten Interessen.

Dem am schwersten drückt wohl der Mangel einer Durchführung des dritten Punktes, des Unterschieds in der Beschaffenheit der Stadttheile, und einer Durchführung der Dezentralisation. Selbst die Hausfrauen wissen über die Vernachlässigung der äußeren Stadttheile, über die Abhängigkeit von dem einen Centrum auch in den Einkäufen usw. zu klagen. Derlei Dinge sind wichtiger als Straßenverbreiterungen, Domsfreihalten und Ausknobelungen eines der historischen Stile für die neueste Kirche oder Rathsstube. Ein dunkles Gefühl hat ja bereits angebahnt, was noth thut, und hat wenigstens die „äußere“ Stadterweiterung sammt einigen ihrer Folgebedingungen, z. B. derhebung des Stadt- und Vororteverkehrs, gefördert. Aber noch fehlt die Hauptsache: die Einsicht in das Wesen des heutigen Umwandlungsprozesses der Städte, durch den sie sich aus altgewordenen Vertretern des vorletzten Typus zu frischen Zeugen des zunächst letzten Typus verjüngen und diese Verjüngung um so schneller und unschädlicher durchmachen werden, je deutlicher sie erkannt und begünstigt wird.

Um es kurz zusammenzufassen: Wir müssen und können den Kern der Stadt auf alles das beschränken, was unbedingt hingehört, auf das zentrale Verwaltung- und Geschäftsleben. Wir müssen als Gegenstück dazu alle äußeren Theile so ausstatten, daß sie für sämtliche Bedürfnisse ausreichen, die von der Stadtmitte irgendwie ablösbar sind. Wir brauchen hier — neben Fabrikgebenden, die allein schon den Zug nach außen zeigen können —, städtisch vollkommene Wohnungen, gruppiert um Zentren zweiten Ranges, die uns bieten, so viel nur möglich. Diese Wohnungen müssen und können aber nicht nur aller Vorzüge städtischer Kultur voll, sondern auch aller ihrer Nachteile frei sein und das Ideal des ländlichen Einfamilienhauses anstreben. Wir müssen und können diese kleineren Zentren durch „Hauptverkehrsadern“ mit dem einen Hauptzentrum verbinden, die garnicht übermäßig breit und genau gerade zu sein, sich hingegen umfomehr durch ihre genügende Anzahl gegenseitig zu ergänzen haben. Wir brauchen endlich die bequemsten und billigsten Fahrgelegenheiten zwischen drinnen und draußen und schließlich einen Verzicht auf die Mittagsruhe der deutlichen Arbeitszeit.

Bemühen wir uns in diesen Richtungen weiter, dann werden auch von selbst die kunststößenden künstlichen Geometrien unseres Straßenbaues überflüssig werden: dem Kunsthammer unseres Städtebaues werden wenigstens keine „praktischen Erwägungen“ mehr gegenüberstehen; und will uns das Schicksal wohl, so fallen uns als Schlusstrich der gegenwärtigen Verjüngung der Städte nicht nur eine soziale und politische Ausgleichung zwischen Stadt und Land, sondern auch noch zwei neue Baustile in den Schooß: der des freien Wohnhäuschens und der des geschlossenen oder auch gastfreien Geschäfts-palastes.



Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Schluß.)

Walter hatte mir ruhig und aufmerksam zugehört.

„Sooo —! Jetzt verstehe ich Vieles,“ sagte er, als ich geendet hatte. — — — „Also, Du bist es! Du warst es! O, wenn Du wüßtest, wie grenzenlos eifersüchtig ich auf Dich war. Steis hat mir das Mädchen gesagt, daß sie nur Einen liebt, und der wäre jetzt nicht hier, aber sie wisse es bestimmt, er würde noch einmal zu ihr zurück-

kommen. Alle anderen Männer würden ihr mehr oder weniger gleichgültig bleiben, und sie betrachte sie nur als Spielzeug. Ich sage Dir, Georg, fast zur Verzweiflung hat sie mich damit gebracht. — Na, die Sache ist ja vorbei.“

— — — „Also, Georg, wieviel brauchst Du für Lies? — Dreitausend fürs Erste?“

Ich sah ihn erstaunt an. „Aber, Walter, wo Du schon so viel durch das Mädchen verloren hast!“

„Also, wenn es nicht genug, dann viertausend. Wo soll sie denn hin? Nach Arco?“

„Nein, Walter! Ich kann es nicht von Dir annehmen, es geht nicht.“

„Papperlapapp, Quatschkopf!“

„Aber, Walter, wo Dich das Mädchen schon so viel gekostet hat! Wo Du nichts wie Ungelegenheiten von ihr gehabt hast!“

„Die Sache ist verdammt, habe ich Dir schon mal gesagt, Georg.“

„Und, Walter, ich kann ja Lies auch nicht ins Herz gruden. Wer sagt denn, daß sie es wirklich so meint?“

„Ich!“ unterbrach mich Walter heftig, „denn ich kenne sie, ich weiß, wie sie an Dir gehangen hat, ich weiß, wie sie Nächte lang nach Dir geweint hat, wenn sie mit mir zusammen war. Später wurde sie gleichgültiger und gleichgültiger. Ich habe sie noch lange beobachtet, wie wir schon auseinander waren. Auf Schritt und Tritt bin ich ihr heimlich gefolgt, habe gesehen, wie sie von Stufe zu Stufe gesunken ist. Ich kenne sie — vielleicht besser als Du. Ich weiß, an dem Weib ist nichts Falsches. — Nicht freiwillig ist sie diesen Weg gegangen, da war ein Anderer dran schuld.“

„Wer?“

„Eugen Sasse, der Lump!“

„Weißt Du das gewiß?“

„Ja, denn glaubst Du, Du hast mir vorhin etwas Neues erzählt? Ich habe den Menschen ganz genau beobachtet. Ich weiß, wie es kam. Erst hatte er keine Stellung, er fand keine, und die Mutter gab ihm Geld, und dann wollte er keine finden, und die Mutter gab ihm nichts mehr; er hätte sogar ins Ausland gehen können, nach Odessa an eine Bank, aber er that's nicht, und dann begann er sich von Lies, die einen reichen Freund hatte, Geld auszuborgen, und dann — Schritt für Schritt hat er sie gedrängt, der Lump!“

„Ich habe Eugen bis heute nicht für schlecht, sondern für leichtsinnig gehalten. Er war doch eigentlich ein ganz begabter Mensch.“

„Da hast Du Dich vollkommen in ihm getäuscht. Er hat nur von jeher die Unverschämtheit gehabt, über Alles das zu reden, von dem er nichts verstand.“

— — — Ja — alsooo — unter einer Bedingung: Du darfst Lies nicht sagen, daß es von mir kommt; willst Du das Geld für sie nehmen? —

Ich schwieg.

„Ich bit Dich darum! —“

„Walter! Es wäre ein Unrecht. Du — — —“

Er schien meine Gedanken zu errathen.

„Nein, Georg, das ist vorbei: Thus mir zur Liebe. Nimm das Geld! Es steht jeder Zeit zu Deiner Verfügung.“

„Nun ja, Walter. Sowie es mir möglich ist, gebe ich es Dir zurück. Aber ein paar Jahrzehnte wirst Du schon warten müssen.“

„Das eilt nicht,“ und er lachte.

„Nein, Walter, Du bist doch ein Prachtker!“

„Und Du ein Quatschkopf!“ Und er lachte ob dieser scharfsinnigen Beobachtung, daß ihm die Thränen über die Backen liefen.

„Ja, aber was soll nun werden, Walter? Heirathen kann ich sie doch nicht! Das wäre ja ein Stück aus dem Tollhaus. Sie ist 'ne Dirne! Sie ist todtfrank! Ach, weißt Du, ich glaube, ich werde noch ver-rückt. Ich habe nachgedacht, daß mir die Augen gethränt haben, ich finde keinen Ausweg. Ja, Walter, ich hab sie von Kind an geliebt, ich liebe sie noch heute, genau so, wie früher. Aber ich darfs ihr doch nicht sagen. Heute, wo sie todtfrank ist, wo sie ein Frauenzimmer ist; ich kanns nicht! Ich kanns nicht!! Ich kann mich nicht mit einem Schlag über all das hinwegsetzen. Und wenn sich auch noch Alles zum

Guten wenden sollte, ihre Vergangenheit wird stets zwischen mir und ihr liegen. Ich glaube, ich könnte sie nicht 'ne Minute vergessen. Weißt Du, ich habe solch grenzenloses Mitleid mit ihr, wie es eben nur Liebe haben kann. Ich bin mir heute so niedrig, so gemein vorgekommen, als ich ihr die Bitte abschlug; es war mir, als ob ich ihr das letzte Stückchen Boden unter den Füßen weggezogen. Aber ich konnte nicht anders handeln. Ich habe ja auch Ehrgefühl!! Ich habe doch auch 'nen Funken Stolz in mir!! —

„Still, Georg. Ein anderes Mal reden wir davon. Vielleicht kann es doch noch gut werden. Komm, wir wollen fortgehen.“

„Ich kann nicht, Walter, ich werde verrückt, wenn ich Lärm um mich höre. Ich kann nicht!!“

„Ach, — wir gehen ja nur in eine ganz ruhige Weinkneipe!“

„Aber nicht lange, ich möchte heim.“

„Nein, nicht lange.“ Und wir gingen. — — —

Als ich — in später Nacht — heim kam, war Mutter noch auf. Sie hatte die Zeitung vor sich und las.

„Nahe mal, Georg, was te dir steht?“

„Wie soll ich das rathen!“

„Na, es ist etwas über einen Freund von Dir.“

„Was Gutes?“

„Ja.“

„Ich weiß nicht, Mutter.“

„Denk nur mal. Ernst Sauer hat in der kleinen akademischen Konkurrenz den ersten Staatspreis bekommen. Er ist außerdem auch schon in den acht kunstgewerblichen Ausschreibungen als erster Sieger hervorgegangen. Da, hier steht's schwarz auf weiß! Wer hätte das je von ihm geglaubt?!“

„Gute Nacht, Mutter.“

„Was ist Dir denn, Georg?“

„Ich bin müde, gute Nacht!“

„Na, schlaf Dich nur recht gut aus.“

Die ganze Nacht schloß ich kein Auge. Lies!! Ich dachte und dachte. Wie sollte das werden, wie sollte das enden? Jetzt stieß ich die Dirne von mir, und jetzt breitete ich sehnsüchtig die Arme aus, um sie zu umfassen. Fortwährend überraschte ich meine zügellose Phantasie auf irgend einem Seitensprung, von dem ich mir keine Rechenschaft geben konnte. Wüste, bebrückende Träume hielten mich umfassen, und doch träumte ich nicht, ich lag ja wach, mit offenen Augen. Ich kniff mich, um mich zu überzeugen, ob ich nicht schlief. Nein! ich wachte; und im nächsten Augenblick dasselbe Spiel meines Hirns.

Endlich, gegen Morgen, war meine Widerstandskraft, mein Stolz gebrochen, jetzt mochte es kommen, wie es wollte. Es ergriff mich eine wilde Sehnsucht, ein wahnsinniges Begehren stammte in mir auf. Ich mußte sie wieder haben — es mußte zwischen uns werden — wie — ehemals und wenn wir auch Beide darüber zu Grunde gingen. — Nein! Nein, es war ja nicht — — —

Am Mittag des nächsten Tages ging ich zu Lies. Ich war ruhiger geworden. Fast fröhlich. Es mußte ja gut enden. Ich hatte mich schon nach einem sauberen und lustigen Zimmer bei anständigen Leuten für sie umgethan. — In diesem menschenwürdigen Loch mußte man ja krank werden! Den ganzen Weg über sprach ich zu mir selbst, wie ich mit ihr reden wollte, so gut, so liebevoll. Ich malte mir aus, wie sie in Dankbarkeit zu mir empor schauen würde, und wie ich sie dann in meine Arme schließen würde, und auf die Stirn küssen. Ich stürmte die Treppen hinauf. Oben hielt ich. Meine Pulse klopfen vor Erregung. Ich wagte es kaum, an die Thür zu pochen.

Eine Minute banger Erwartung. — Endlich!!

„Ist Fräulein Lies zu Haus?“

„Fräulein Lieschen? Fräulein Lieschen wohnt nicht mehr hier.“

Ich preßte einen Holzstab des Treppengeländers, als ob ich ihn zerbrechen wollte.

„Ja, gestern Abend hat sie ihre Sachen gepackt. Na, wissen Sie, schöner Herr, wille hat ja so'n Mädchen nicht, hat mir Allens bezahlt und is weggegangen. Als id ihr nu gefragt habe: Aber, Fräulein Lieschen, wo wollen se denn hin? — Jetzt in de finstre Nacht? Da hat se nur jemeint,

se zieht weg. Nu hab id ihr gesagt, halten könnt ich ihr ja nicht, ich würde ooch schon wieder ne Andere finden. Ob se vielleicht bei mir mit irgendwas unzufrieden gewesen wäre. Ne, hat se gesagt, durchaus nicht. Aber se müsse fort. Nu hab id ihr denn wieder gefragt: Wo se denn hinzöge? Ja, des wisse se selbst noch nicht — und weg war se.“

Deutigen Tages weiß ich noch nicht, wie ich zu Walter kam.

Ach ja, ich erinnere mich sogar, daß ich an einem Spielplatz stehen blieb. Dienstmädchen — Soldaten — Nichtsthner — Spreewälder Ammen mit ihren kurzen, bauschigen Röcken, dicken Baden, Lackschuhen — Kinderwagen — ein ganzer Haufen sich hegender, balgender Straßenjungen. — Im Sand spielende Kinder mit kleinen Schippen, Bechern und Löffeln; ach ja, eins von den Kindern hatte schwarze Locken und große, dunkle Augen, — große, dunkle Augen — grad wie Lies. Aber ich sah das Alles nicht genau — doch — nein — aber es schien mir, als ob sich Alles hinter einem Gaschleier bewege. Eine Droschke polterte über das holprige Pflaster, eine Lokomotive schrillte, aber das Lärmen störte mich nicht. Es kam mir vor, als ob die Laute aus weiter, weiter Ferne herüberklangen und nur wie Echos an mein Ohr schlugen. Plötzlich hörte ich laut neben mir sprechen: „Was nun? Was nun?“ — Ich fuhr auf. Niemand, ich mußte es wohl selbst gewesen sein.

„Herrgott! Georg!! Was ist Dir?! Wie siehst Du aus?!“

„Lies — ist — fort —, Walter!“

Eine Minute Schweigen. Im Nebenzimmer schlug ein Kanarienvogel; auf dem Hof brüllte Jemand: „Kauft Bücklinge, Bücklinge, Bücklinge!“ — —

— — — Als ich des Abends heim kam, fand ich einen Stellungsbefehl vom Regiment vor. Ich wurde zu einer Uebung einberufen und hatte binnen sechs Wochen in meiner Garnison einzutreffen.

Diese sechs Wochen rasten, wie im Flug, an mir vorüber. Die ganze Zeit kam ich nicht einen Augenblick zur Ruhe. Ich wollte, ich müßte sie finden, ich wollte wenigstens Gewißheit haben, Gewißheit, nur nicht fortwährend diese peinigende Angst.

Den Tag über war ich im Geschäft. In den Mittagsstunden auf der Polizei — sie wurde dort als vermisst geführt. — Im Leichenhaus — umsonst, der Strom des Lebens schien sie auch hier nicht auszuwerfen zu wollen. — Die langen Abende und Nächte auf der Straße. Alle Stadttheile durchjagte ich; tausendmal wählte ich, ich hätte sie gefunden. Das war ja ihr Gang, ihre Gestalt, genau so pflegte sie den Schirm zu tragen und wenn ich dann der Dirne ins Gesicht sah, blickten mich ein paar fremde Augen bittend an, flüsterte ängstlich eine widerliche Stimme: „Komm mit! Komm mit, Schag!“

Walter, welcher mich die ersten Abende auf meinen nächtlichen Irrfahrten treulich begleitet hatte, hatte es bald aufgegeben, da ich ihm zu schnell ging. Er bat mich oft zum Abendbrot und ich hätte gern seine Aufforderung angenommen, aber ich konnte nicht zu ihm gehen. Ich war fast menschenschen geworden, ich konnte auch nicht die Abende ruhig sitzen und plaudern, während Lies vielleicht — o Gott, meine — — — — in einem schmutzigen Winkel verröchelte.

Ich drängte auch Walter zur Abreise. Er war zwar jetzt stets lustig und guter Dinge, aber sein bleiches, gebunztes Aussehen gefiel mir nicht. Auch traten die Herzbelemmungen bei ihm häufiger und heftiger auf als früher.

Ich sehe Walter noch, wie er an jenem Morgen im Zug saß. Die Reisemütze auf dem runden Kopf, das breite, blasse, gutmüthige Gesicht mit den klugen Augen, wie er mir die Hand schüttelte. — „Wenn Du etwas für Lies brauchst, schreib mir nur sofort!“ Wie er sich freute; wie seine Augen glänzten. Es war das erste Mal, daß er eine größere Reise unternahm. Hinans! Hinans in die schöne Welt! Italien!!

Armer, braver Junge!

Wenn ich einmal nach Genua komme, will ich auch Dein Grab besuchen. Ich habe mir sagen lassen, daß der Kirchhof dort einer der schönsten der Welt ist, und man von ihm einen herrlichen Blick über die ganze Stadt, den Hafen und das endlose, blaue Meer hat. — — — —

Nun sollte auch ich Berlin verlassen und noch keine Spur von Lies. Meine Angst steigerte sich zum Fieberwahn, ruhelos, wie ein böser Geist, irrte ich Nachts durch die Straßen.

Der letzte Abend. Morgen früh mußte ich fort. Ob ich sie wohl noch jemals wiedersehen würde? Nach acht Wochen, wenn ich zurückkehrte, war sie ja längst todt, mußte sie ja todt sein.

Der Gedanke ergriff mich plötzlich mit seiner ganzen Wucht, er brückte mich zu Boden; schwer und willenlos ließ ich mich auf eine Bank fallen und preßte die Hände an die Stirn, der Kopf schmerzte mich zum Zerspringen.

„Bißte krank? Steh doch uf!“ — Es rüttelte mich Jemand.

Ich sprang auf. Eine kleine Dirne von vielleicht einundzwanzig Jahren stand vor mir.

„Du wirß Dich erkälten. Ich nach Hause.“

Der Ton der Sprache, — die Kleine stieß auffallend mit der Zunge an, kam mir bekannt vor. Jemandwo hatte ich ihn schon einmal gehört.

Ich sah der Dirne ins Gesicht. Sie war abschreckend häßlich. Krause, braune Zotten hingen ihr über die niedrige Stirn und beinahe bis auf die breite Stupsnase herab. Rothgeränderte, unendlich gutmüthige Schlägungen. Dicke, aufgeworfene Lippen. Auch ihre Kleidung war recht ärmlich und schlumpig. Sie hatte nicht einmal einen Hut auf, sondern nur ein Tuch um den Kopf gebunden.

Plötzlich dämmerte es in mir auf. Auch das Gesicht kannte ich, aber ich mußte es lange Jahre nicht mehr gesehen haben.

„Wie heißt Du?“

„Grethe, mein Schag.“

„Grethe Schramm?“

„Ja! — Woher kennst mich denn?“

Ich antwortete nicht darauf.

„Sage einmal, Grethe, Du kennst doch auch Lies Weise?“

Sie wurde verlegen und stotterte. „Jiiich — neiein!“

Aber ich ließ mich nicht irre machen.

„Kannst Du mir sagen, wo sie jetzt ist?“

„Ne! Det derf ich nicht!“

„Grethe! Du mußt es mir sagen. —“ Ich drückte ihr eine Mark in die Hand.

„Ne, ne, ich kann es nicht sagen. Ich hab se ja uf de Polizei nicht anjemeldet.“

„Sie — wohnt — bei — Dir — Grethe?!“

„Na ja, ich traf se, und da that se mir so leid, det arme Mädchen. Kein Geld hat se ooch nicht jehabt, um keene Bleibe, und krank ist se doch man ooch, und da hab ich se mit zu mir jenommen. Nu schläft se eben in de Kammer, um am Tage macht se mir een Bißchen det Zimmer ordentlich un tocht mir was. Et jehet ihr man sehr schlecht, det wird woll bald mit ihr aus find, verdienen kann se schon garni cht mehr —“

„Komm, Grethe!“

„Wohin willst Du denn?“

„Zu Lies!“

„Nee — nee, ich kann nicht. Ich muß ja verdienen. Es sind nu schlechte Zeiten. De Wirthin will ooch ihre fünf Mark for'n — Tag haben.“

„Da!“ ich gab ihr noch etwas. „Komm, Grethe!“

„Aber lauf doch nicht so, Schag! Da kann ja keen Mensch mitkommen, wie Du löst.“

— — — — Lies!! — — — —

Ich kniete vor dem Bett. Da lag sie bleich und hager wie der Tod, und doch so lieblich wie eine Maiblume. Sie konnte kaum noch sprechen. Mit ihren zarten Händen fuhr sie mir lieblosend über Stirn und Augen.

„Mein Junge! Mein Georg!“

Ein Hustenanfall warf sie vom Bett hoch. Blut quoll ihr aus Mund und Nase, und sie wurde besinnungslos; der Arzt ließ sie in die Charité bringen.



Die Mutter der Gracchen. Von J. Garofalo.

Als ich nach acht Wochen zurückkehrte, fuhr ich sofort vom Bahnhof zu ihr. Denn man hatte mir zwar Lies' Bestehen mehrmals als gänzlich hoffnungslos dargestellt, mich aber bisher noch nicht von ihrem Ableben benachrichtigt.

Diese Angst und Ungewißheit während der langen Fahrt, ob ich sie noch lebend sehen würde!

O, vielleicht traf ich sie noch lebend, um ihr zu sagen, daß ich sie immer — — —

Ich stürmte die breite Treppe hinauf. Gilte durch die langen, zugigen Gänge. Saal einundsiebenzig. Im Augenblick überflog ich die Reihen der Betten. Ja — dort — dort — dort hinten mußte es sein. Mehrere junge Ärzte drängten sich um ein Bett und lauschten aufmerksam den Worten des Abtheilungschefs. Krankenpflegerinnen liefen geschäftig hin und her.

Das! Eine Pflegerin rief ihr die Schläfen. Der Arzt fühlte ihr den Puls.

Sie lag da mit großen offenen Augen und es schien, als ob ihre Blicke etwas suchten, denn sie irrten unstät von Gesicht zu Gesicht.

Plötzlich verlief eine kaum merkliche Bewegung, ein ganz mattes Lächeln über ihre Züge — sie hatte mich erkannt.

Möglich auch, daß dieses Lächeln nur der Todeskampf in den Mundwinkeln war, und ihr überhaupt nicht mehr das zum Bewußtsein kam, was sie erblickte.

Der Abtheilungschef ließ die Hand fallen, die schwer auf den Beirand schlug.

„Der Erntus (Tod) ist soeben eingetreten, meine Herren“, sagte er nieselnd, indem er sich höflich zu seinen jüngeren Kollegen wandte.

Und dann war plötzlich Alles dunkel.

— — — Vorüber! — — — Weiter! — — —

Nachwort.

Ich lasse sie noch einmal an mir vorüberziehen, all diese kleinen und großen Spielfinder.

Keiner, der die Kraft und den Muth hatte, trozig und still seinen Weg zu gehen; Keiner, der sich zur Klarheit rang, Keiner! Alle nur Spielfinder, ihr Leben lang; Spielfinder, ohne Ernst, ohne Streben.

Und nun verzeiht mir. Ich hätte diese Geschichte nicht erzählen sollen. Es verlohnte sich wirklich nicht.

Ihr Lebenden, ihr Schaffenden habt und behaltet Recht! Nicht wir Todten!

Männern gehört das Jahrhundert — nicht Spielfindern!

Ueber die Entstehung der Buchstabenschrift.

Von Dr. Adolf Heilborn-Berlin.

Unter all den Errungenschaften des menschlichen Geistes ist für die Entwicklung der gesammten Kultur keine von so weittragender Bedeutung geworden, wie die Erfindung der Schrift, ja, man kann getrost behaupten, ohne Schrift sei jede höhere Kulturstufe garnicht denkbar. Denn nur schriftliche Ueberslieferung vermag alle jene Erfahrungen und Entdeckungen aufzubewahren und zu vererben, die der Mensch im Laufe der Jahrtausende gemacht hat, und deren Gesammtheit wir eben Kultur nennen.

Was dem Ohre die Sprache ist, das ist für das Auge die Schrift. Aber noch weit vollkommener als jene, ermöglicht die Schrift uns eine Verständigung mit Leuten, von denen uns Tausende und aber Tausende von Meilen trennen, giebt sie uns Kunde von Menschen, die Tausende von Jahren vor uns gelebt haben.

Waren wir bei der Frage nach der Entstehung der Sprache auf bloße Vermuthungen angewiesen,* so kennen wir dagegen den Ursprung der Schrift genau und können sämtliche Stufen ihrer Entwicklung deutlich verfolgen. Als erstes Geſetz gilt hier der Grundsatz: Jede natürliche Schrift ist aus einer Bilderschrift hervorgegangen. Am Begebenheiten, die für den Einzelnen oder ein ganzes Volk eine gewisse Bedeutung haben, dem Gedächtniß zu überliefern, stellte man sie bildlich dar.

* Vergl. den Aufsatz über „Ursprung und Entwicklung der Sprache“ in Nr. 3 der „Neuen Welt“.

Dieser Nachahmungstrieb schlummert in allen Menschen, und wie unsere Jugend immer und immer wieder an den Mauern und auf den Fliesen der Straße die kleinen Ereignisse ihres Daseins zu verewigen sucht, so üben noch heute fast alle Naturvölker solche Bilderschrift.

In allen Ländern der Erde hat man derartige primitive Malereien angetroffen, theils auf Felswänden (wie bei den Buschmännern, den Australiern u. s. f.), theils auf hölzernen oder knöchernen Geräthschaften (z. B. bei den europäischen Ureinwohnern, den sibirischen Völkerschaften u. s. f.), auf den Zaubertrommeln der Lappländer u. dergl.

Beabsichtigt man nun durch Aneinanderreihen mehrerer solcher Bilder eine Folge von Ereignissen darzustellen, einen Gedanken auszudrücken, so entsteht die ursprüngliche Form der Bilderschrift.

Auf dieser Stufe steht die Schrift noch heute vornehmlich bei den Indianern und den Eskimos von Alaska. Auf die Bilderschrift der Letzteren hat neuerdings Adrian Jacobsen unsere Aufmerksamkeit gelenkt und sehr werthvolles Belegmaterial dem „Museum für Völkerkunde“ in Berlin überwiesen. Die im Zeichnen so geschickten Eskimos pflegen ihre Knochengewerthe, besonders den zum Feuerdrillen benutzten Bogen,* mit Bilderschriften zu schmücken, indem sie mit einem scharfen Stein die Bilder in den Knochen ritzen und die Malerei dann mit Fett und Ruß überwischen, damit die Bilder deutlicher hervortreten.

Betrachten wir einmal zum besseren Verständniß eine solche Inschrift, wie sie sich auf einem der von Jacobsen mitgebrachten Feuerbögen vorfindet.

Der aus Walroßknochen gefertigte Bogen ist vierkantig, jedoch nur auf den beiden Dreiseiten mit Schildereien versehen. Diese sind in einer Anzahl von Feldern (fünf und sechs) angeordnet und von rechts nach links — jede ursprüngliche Schrift ist so geschrieben, vermuthlich weil die rechte Hand des Schreibers der linken Seite des zu beschreibenden Gegenstandes am nächsten ist — zu lesen.

Auf dem ersten Felde ist eine Tanzszene dargestellt. Die Männer stampfen mit dem Fuß die Erde und stoßen die Faust in die Luft, indeß ihr Gesang von der Handtrommel begleitet wird. Doch einer der Festgenossen schleicht sich heimlich davon und belauscht (auf dem zweiten Felde) vom Dache einer Schneehütte aus ein zärtliches Tête-à-tête im Innern derselben. Diese Entdeckung muß ihn wohl irgendwie näher angehen; denn auf dem nächsten Felde sehen wir ihn im Kampfe mit dem Invasoren der Hütte. Beiden eilen Verwandte zu Hülfe, ein heftiger Strauß hebt an und fordert bald blutige Opfer. Unser Eskimo kommt jedoch mit dem Leben davon, und um der drohenden Blutrache zu entgehen, wandert er aus. Er packt sein Hab und Gut, vor Allem den kostbaren Kajak (einstufiges Boot) auf den Schlitten und zieht nun (Feld 4) hinaus in die unbekannte Fremde. Auf dem nächsten Felde erblicken wir ihn im Kajak auf hoher See, der neuen Heimath zuwendend. Jetzt laßt sein Auge ein erfreuliches Schauspiel: weidende Rennthierherden, viele, viele Renntiere und anderes Jagdwild (Feld 6 und 7). Er erlegt ein Walroß und die Beute an Fellen ist eine reiche (Feld 8 und 9). So beschließt er denn, sich hier nieder-

* Es sei bei dieser Gelegenheit gestattet, ein paar kurze Worte über das Feuermachen der Wilden zu sagen. Die einfachste Methode ist die in der Südsee geübte, wo man auf einer hölzernen Unterlage einen etwa fingerdicken Holzstab so lange unter einem Winkel von 45° drückend hin und her bewegt, bis sich der sich löstlösende, verlockende Holzstaub in einem Funken entzündet. Die Indianer und Negers „quirlen“ Feuer, indem sie den aufrecht stehenden Stab quirlend zwischen den Handflächen bewegen. Die sibirischen Völker „drillen“ Feuer, d. h. sie schlingen um den aufrecht stehenden, mit Hülfe einer hölzernen Handhabe fest gegen die Unterlage gedrückten Stab eine Schnur, und setzen durch wechselnden Zug den Stab in rotirende Bewegung. Die Eskimos endlich befestigen die Enden der ledernen Schnur an einem knöchernen Bogen, der sägend hin und her bewegt wird. Statt der hölzernen Handhabe bedienen sie sich eines knöchernen Mundstückes, das mit den Zähnen gefaßt und gegen den in einer Höhlung laufenden Stab gedrückt wird. Bei ihnen vermag also eine Person den Feuerapparat zu handhaben, während bei den sibirischen Völkern zwei dazu nöthig sind.

zulassen und schreiet zum Bau der Hütte. Und er ist vom Glück sehr begünstigt, denn eines schönen Tages erscheint, wohl durch die reichen Jagdgründe angelockt, das Schiff des weißen Mannes, und dieser Besuch führt dann vielleicht zur Gründung einer Handelsstation.

So redet der Bogen für Jeden, der nur einigermaßen mit dem Leben und Treiben der Eskimos vertraut ist, eine leicht verständliche Sprache.

Auch die alt-mexikanischen Malereien sind zum großen Theil solch primitive Bilderschriften und unterscheiden sich von denen der Eskimos nur dadurch, daß sie mehrfarbig (wie die indianischen) und sorgfältiger ausgeführt sind.

Diese Art der Bilderschrift kann naturgemäß aber nur so lange bestehen, als der Ideenkreis eines Volkes noch ein beschränkter, das Bedürfniß nach Mittheilung und Ueberslieferung noch ein geringes ist. Mit der Erweiterung der Anschauungen macht sich das Verlangen immer fühlbarer, die Ereignisse möglichst genau und ausführlich niederzuschreiben, und dieses Verlangen führt zur Schöpfung der Zeichenschrift.

Eine Zwischenstufe, oder vielleicht richtiger Uebergangsstufe hierzu, bildet die sogenannte „symbolische“ Schrift, bei der ein Gedanke, beziehungsweise ein Satz durch ein Symbol ausgedrückt wird.

Solcher Art ist noch heut beispiehalber die Schrift der Jezu-Neger (an der Sklavenküste), von der das Berliner Völkerkunde-Museum gleichfalls ein paar sehr interessante Proben besitzt. Es handelt sich hierbei um sogenannte Arotes, d. h. symbolische Briefe, die aus einem Stückchen Bast bestehen, auf welches nebeneinander bestimmte Gegenstände gereiht werden. So zeigt einer dieser Briefe nebeneinander befestigt einen rothen Lappen, einen Knochen, ein Stückchen Leinwand, nochmals einen Knochen und endlich eine Feder. Sein Inhalt ist folgender: Krieg (rothe Farbe); wir haben Todte (Knochen), so viele Todte, daß wir sie nicht einmal alle haben begraben (in Leinwand hüllen) können; kommt daher eilends (Feder) zurück.

Diese Schrift ist natürlich nur Demjenigen verständlich, der den vereinbarten Werth der einzelnen Symbole genau kennt, und vermag deshalb vortrefflich als Geheimschrift zu dienen.

Auch die berühmten Quipus oder Knotenschnüre der alten Peruaner waren eine derartige symbolische Geheimschrift, die nur bestimmte Beamte zu entziffern vermochten. Sie glichen in ihrem Aeußern vollkommen einem Fransengürtel und waren von verschiedener Länge und Farbe; man bediente sich ihrer vornehmlich bei Berechnungen, Steuererhebungen und dergl. Ein einzelner Knoten bedeutete meist zehn, ein doppelter hundert; je nach der Farbe handelte es sich um Getreide (grün), Soldaten (roth), Gold (gelb) u. s. f.

Ganz ähnlicher Knotenschriften bedienten sich auch die alten Chinesen; ein Quipu war auch jener Lederriemen, den der Perserkönig Darius dem jonischen Feldherrn gab, als er über den Hellespont nach Europa setzte, und in den er sechzig Knoten für sechzig Tage des Wartens geknüpft hatte, ein Quipu ist es endlich, wenn wir uns zum Gedanken einen Knoten ins Taschentuch knüpfen, nur uns verständlich, eine symbolische Geheimschrift.

Auch die Zeichenschrift ist anfangs nur das Besizthum einiger Weniger, meist der Priester des betreffenden Volkes; denn es bedarf zu ihrer Deutung nicht nur mehr sozusagen des Errathens der einzelnen Bilder, man muß die Bedeutung eines jeden Bildes genau kennen. Jedes Bild entspricht ja einem Wort, und seine Bedeutung ist ein für allemal durch Vereinbarung festgesetzt.

Allein zur Schreibung aller Wörter, zumal der Eigennamen und der Wörter einer fremden Sprache, reicht diese Methode nicht hin. Da fand der menschliche Scharfsinn einen merkwürdigen Ausweg, der für die Entwicklung der Schrift von der größten Bedeutung geworden ist. Man vernachlässigte allmählig die Bedeutung der Bilder, und betrachtete sie nur noch ihrem Lautwerth nach, ganz so, wie wir es heute bei unseren Bilderräthseln thun.

Zur näheren Erläuterung wollen wir ein Beispiel nach einer alt-merikanischen Inschrift mittheilen. Ein bekannter König führte den Namen „Itzkoatl“, zu deu. sch Messerschlange. Dieser Name wird nun einmal in gewöhnlicher Zeichenschrift durch das Bild einer Schlange wiedergegeben, die auf dem Rücken Steinmesser trägt. An anderer Stelle ist er aber durch folgende Bilderreihe dargestellt: über einer messerartigen Waffe ist ein Topf abgebildet und darüber das Zeichen für Wasser angebracht. Wollte man nun dieses Bild einfach nach dem Sinn lesen, so erhielt man das Wort: Messer-Topf-Wasser, in Wirklichkeit heißt es aber Itzkoatl, indem nämlich jedes der Zeichen nur nach seinem Lautwerth (Messer = itz, Topf = ko, Wasser = atl) — ich wiederhole nochmal, ganz wie bei unseren Bilderräthseln — zu betrachten ist.

Als die Spanier Mexiko im sechzehnten Jahrhundert eroberten, machten ihre Dominikanermönche sich diese „Rebuschrift“ — wie Brugsch, der beste Kenner der ägyptischen Zeichenschrift dieses System getauft hat — für die Abfassung der lateinischen Gebete zu Nutze. Durch annähernd gleichklingende Laute versuchten die Eingeborenen die für sie natürlich völlig sinnlosen Worte wiederzugeben. So schrieb sie beispielsweise das Paternoster (Vater unser) folgendermaßen auf: sie malten ein Fähnchen (pa), daneben einen Stein (te), eine Kattusfeige (noch) und wiederum einen Stein (te), so daß man las pa-te noch-te u. s. f.

Diesen so bedeutsamen Schritt von der Zeichenschrift zur „phonetischen“ oder Lautschrift haben unabhängig voneinander die Azteken, Chinesen, Assyrer und Ägypter gethan. Aber während die Mexikaner phonetische Schrift nur für Eigennamen und Fremdwörter angewandt haben, führten die drei anderen Völker diese Erfindung in ihrem Schriftsystem ganz durch. Sie wählten nämlich aus dem Vorrath von Bildern eine kleine Zahl aus, für die sie den Lautwerth unveränderlich festsetzten. Diesen Bildern, von uns Silbenzeichen genannt, wurde dann ein anderes, das sogenannte Deutzeichen, beigegeben, welches erst jedesmal die Bedeutung des Silbenzeichens angab. So hatte beispielsweise das Bild der Laute im Ägyptischen den Werth des Silbenzeichens nesel, und demgemäß wurden alle gleichlautenden Wörter nesel mit Hilfe dieses Bildes geschrieben. So hieß nesel Refrut, wenn dahinter ein Krieger abgebildet war, Füllen, wenn das Deutzeichen eines Pferdes folgte, Thür, wenn das Deutzeichen eine solche darstellte, Strick, wenn das Bild eines aufgerollten Taus dahinter stand u. s. f. Daß diese Schreibmethode übrigens nicht gar so unbequem ist, wie sie auf den ersten Blick erscheint, wird man leicht einsehen, wenn man bedenkt, daß in den betreffenden Sprachen fast alle Wortwurzeln einsilbig sind.

Aber die alten Ägypter — und sie allein — sind in der Ausbildung ihrer Schrift noch weiter gegangen und haben damit den Höhepunkt der Entwicklung erreicht: sie schufen ein Alphabet, indem sie aus dem Schatz der Silbenzeichen eine Schaar von fünfundsiebenzig auswählten und ihnen den Werth eines bloßen Buchstabens gaben, so daß z. B. das Bild des Mundes, das ursprünglich Minu bedeutet, dann aber den Lautwerth ro (d. h. Mund) dargestellt hatte, nunmehr nur noch den Konsonanten r bezeichnete, während zugleich im Laufe der Zeit durch schnelles Schreiben die Bilder abgekürzt und abgerundet wurden. Doch in starrem Festhalten am Althergebrachten wandten sie diese neue Buchstabenschrift — im Gegensatz zur hieroglyphischen Bilderschrift der Priester demotische (volkstümliche) genannt — nicht konsequent an, sondern auf ihren Denkmälern finden sich alle Formen der Schrift in buntem Durcheinander, so dem modernen Forscher die willkommenste Handhabe zur Entzifferung gebend. Sie verschmähten, wie Brugsch sagt, die Durchführung der so einfachen Buchstabenschrift aus dem Grunde, weil ihre Schrift — die Schrift der Götter (das griechische Wort hieros bedeutet heilig) — mit einem Schläge jenen dekorativen Charakter verloren hätte, der alle ihre Denkmäler so eigenthümlich auszeichnet.

Den praktischen Phönikiern war es vorbehalten, die von den Ägyptern entlehnte Buchstabenschrift noch weiter zu vervollkommen, und von ihnen haben alle anderen Kulturvölker der alten Welt ihre Schrift übernommen. Jedes dieser Völker suchte nun diese Schriftzeichen seiner Sprache anzupassen, und, sie weiter fortbildend, schuf es die ihm eigenthümliche Schrift.

Auch die Runen der alten Germanen sind durch Vermittelung der italischen Schriftzeichen aus dieser sogenannten ursemitischen Schrift herzuleiten. Freilich besaßen unsere Vorfahren schon früher gewisse Merkzeichen, ähnlich wie heute die Samojeden u. A., jene notae impressae (eingedrückte Zeichen) des römischen Geschichtschreibers Tacitus, die, ein Geheimniß (Run-Geheimniß, noch in unserem Zeitwort „raunen“ erhalten) Weniger, in Buchenstäbchen — daher unser „Buchstabe“ — geritzt (writan — rizen, noch im Englischen write — schreiben) und zu allerlei Prophezeiungen und Zaubereien verwendet wurden. Allein diese Zeichen haben mit den Runenalphabeten, in denen die uns erhaltenen Schriften verfaßt sind, nicht das Geringste zu thun.

Aus der Kinderstube zweier Revolutionäre.

(Zu unserem Bilde.)

So könnte man vielleicht am treffendsten die Szene nennen, die der italienische Maler J. Garneo in unserem heutigen Bilde zu lebensvoller Darstellung bringt. Im Peristylum, dem gewöhnlichen Aufenthaltsort der römischen Familie, erblicken wir Cornelia, die Tochter des großen Scipio Africanus, die verwitwete Gattin des Tiberius Sempronius Gracchus, der einst als Aedil durch seine glänzenden Spiele gewaltiges Aufsehen erregte, dann aber auch als Consul und Soldat in seinen Kämpfen mit Spanien reiche Lorbeeren geerntet hatte. Von den zwölf Kindern, die ihm sein Weib geboren hatte, waren nur drei, zwei Söhne und eine Tochter, am Leben geblieben, denen die Mutter nach dem frühzeitigen Tode des Vaters sich nun mit größter, hingebender Liebe und Sorgfalt widmete. Und so war sie von der Größe und den Pflichten ihres mütterlichen Berufes erfüllt, daß sie selbst die gewiß verlockende Werbung des ägyptischen Königs Ptolemäus rundweg abschlug.

Worauf sie aber in edler Uneigennützigkeit verzichtete, das sollte in doppeltem Maße ihren Kindern, und von diesen wieder in erster Linie ihren beiden Söhnen, den nachmals so berühmten Gracchen, zu Gute kommen. Von Hause aus mit den geistigen Schätzen der griechischen Kultur aufs Innigste vertraut und selbst eine Persönlichkeit von hoher, vornehmer Gesinnung, war sie es, die die kleine hellenistische Bildung und edlen Menschenthums in die Herzen der beiden Knaben pflanzte.

Und herrlich ging die Saat auf, die sie mit nimmer rastenden Händen einst ausgestreut hatte.

Freilich zu friedliebenden, „staatserkhaltenden“ Bürgern hatte sie ihre Söhne nicht erzogen, wohl aber zu kühnen, freiheitsliebenden Männern, den höher als Ruhm und Ansehen, höher auch als das Leben, die Größe ihres Vaterlandes, das Wohl des Volkes stand.

Wie Alle, die je muthig die Sache der Unterdrückten und Elenden zu der ihrigen machten, sind darum auch sie nicht dem Loos entgangen, das das Geschick denen, die rückwärtslos gegen die Anmaßungen einer herrschsüchtigen Ausbeuterklasse ankämpfen, aufgespart zu haben scheint.

Als der Ältere der Beiden, die wir auf unserem Bilde noch als Knaben sehen, war Tiberius Sempronius Gracchus auch der erste im Kampf und Tode für die Sache der nothleidenden großen Masse. Nach rühmlichen Kämpfen vor Karthago und in Spanien im Jahre 133 zum Volkstribun erwählt, war es sein einziges Ziel, das schreiende Mißverhältniß zu beseitigen, wie es sich zwischen Besitzenden und Besitzlosen damals vornehmlich auf agrarischem Gebiete entwickelt hatte. Ein kleiner Hauseicher, vornehmer Bürger, die sich als Räuber und Gauner großen Stils des Staatsäckers bemächtigt hatten,

stand der Masse der ruinirten Kleinbauern und besitzlosen Bürgern gegenüber, deren Lage noch verschärft und verbittert wurde dadurch, daß die herrschenden Großgrundbesitzer ihre Güter nur mit Sklaven bestellten und die Erhaltung dieser ihre einzigen Produktionskosten ausmachte. Diesem Zustande mußte endlich ein Ende bereitet werden, und so war es denn der ältere Gracchus, der durch ein Gesetz Niemandem mehr als fünf-hundert Joch Staatsäckers zu besitzen erlaubte und das überschüssige Gebiet zu gleichen Theilen an die Besitzlosen vergab. Allein mit diesem energischen Eingriff in die bestehende „Ordnung“ waren noch längst nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, und mußte Sempronius zur weiteren Ausgestaltung seiner Pläne bestrebt sein, auch für das nächste Jahr zum Anwalt für das Volk erwählt zu werden. Aber er hatte die Rechnung ohne — die Optimaten, die Vornehmen, Besitzenden gemacht, die schon längst über die gerechten, volkstümlichen Vorschläge des jungen Volkstribunen vor Wuth schäumten. Am Tage der Wahl kam es, nachdem von Seiten der Optimaten gegen die, angeblich ungeleglichen, neuen Reformen des Gracchus aufs Heftigste protestirt worden war, zu tumultuarischen Szenen. Der Senat rückte, mit Knütteln bewaffnet, unter Führung des Oberpriesters Scipio Nasica auf den Plan, und nun kam es zu einer regelrechten Schlacht, in der mit etwa dreihundert seiner Anhänger auch der unermüdete Kämpfer für die Rechte des Volkes, Tiberius Sempronius Gracchus seinen Tod fand.

Doch schon im Jahre 123 trat als Testamentsvollstrecker und Rächer zugleich, der neun Jahre jüngere Bruder, Gaius Sempronius in die Schranken. Im selben Jahr noch zum Tribun ernannt, führte er mit fieberhafter Eile — als ahnte er, daß auch ihm ein baldiges Ende beschieden sei — die von seinem Bruder begonnenen Reformen weiter. Ein Getreidegesetz, nach dem jedem römischen Bürger monatlich ein bestimmtes Quantum Getreide zum niedrigsten Preise aus Staatsmitteln verkauft werden sollte, bildete nur den Anfang seiner Thätigkeit, die tiefer und umfassender als die des älteren Gracchus, überhaupt auf einen vollständigen Umsturz der bestehenden Machtverhältnisse hinarbeitete. Und schon hatte es den Anschein, als ob der von der Begeisterung und Liebe des armen Volkes getragene junge Revolutionär sein kühnes Werk auch vollenden sollte, da kam das Jahr 121 und mit ihm einer seiner wüthendsten Feinde, L. Opinius zum Konsulat. Das aber war der Anfang vom Ende; denn da Gaius zufolge allerlei listiger Manipulationen der Optimaten nicht wieder zum Tribun erwählt worden war und man sich bereits anschickte, die ganze Reformgesetzgebung der Gracchen umzustosen, wappneten sich die Führer des Volkes zu energischem Widerstande. Umsonst. Wie so oft in derartigen kritischen Momenten, hatte auch damals ein agent provocateur in Gestalt eines Aktors die erbitterte Menge gereizt und — es kam, was zu erwarten war. Mit Hilfe kreischer Bogenschützen rückten die Feinde gegen die Versammlung vor und am Abend deckten die Leichen von dreitausend Volkskämpfern die blutige Wahlstatt. Gracchus selbst, den seine Freunde zur Flucht gebrängt hatten, fand man jenseits der Tiber in einem heiligen Hain als Todten auf. Er hatte sich, um nicht den Segnern anheimzufallen, von einem seiner Diener das Schwert in die Brust stoßen lassen. — So endete, gleich seinem Bruder, auch dieser kühne Kämpfer für das Wohl und die Freiheit seines Volkes — als ein Mann und Held.

Cornelia aber, die in stiller Zurückgezogenheit den Untergang ihres Hauses betrauerte, konnte, wenn sie voll Stolz von ihres Vaters herrlichen Thaten erzählte, mit Recht von ihren Kindern sagen: „Und dieses Mannes Enkel waren meine Söhne. In den Tempeln und Hainen der Götter ist ihr Blut vergossen worden, eine Grabstätte ihrer Thaten werth. Für das Höchste haben sie ihr Leben eingesetzt, für das Recht des Volkes!“

Glücklich jede Mutter, die wie jene große, edle Römerin im Hinblick auf ihre Söhne ein Gleiches sagen darf!



Aus dem Papierkorb der Zeit

Chlorophyll und Hämoglobin, der Farbstoff der Pflanzen, des Blattgrüns und der Farbstoff des rothen Blutes der meisten Thiere, sind durch neuere Untersuchungen des Gelehrten Schwann als Verwandte, Abkömmlinge einer gemeinsamen Muttersubstanz erkannt worden. Dadurch sind die pflanzlichen und thierischen Organismen der wissenschaftlichen Erkenntniß noch etwas näher gerückt als es bisher der Fall war, wo man doch schon Organismen kannte, die man ebenso gut zu den Pflanzen wie zu den Thieren rechnen konnte. Die namentlich von den Chemikern Max Schlegel und Kundt angestellten Untersuchungen über diese beiden Stoffe veranlassen Letzteren zu folgender Bemerkung: „Die Entdeckung (eben der chemischen Verwandtschaft beider Stoffe) . . . ist für die biologische Chemie deshalb von so kapitaler Bedeutung, weil sie uns einen Einblick in die entfernteste Vergangenheit der Entwicklungs-geschichte organisirter Wesen gestattet und auf die Verwandtschaft der so verschiedenen Organismen, wie der pflanzliche und thierische sind. . . . Die Form der Zellkomplexe, welche die einzelnen Organe bilden, wird beeinflusst von dem Stoffwechsel, an welchen sich die einzelnen Organismen, je nach den äußeren Lebensbedingungen im Kampf ums Dasein, anpassen. Parallel mit der Aenderung der Lebensbedingungen ändert sich nicht nur die Form, sondern gleichzeitig auch die chemische Zusammensetzung der Zellen und ihr Stoffwechsel.“ Kundt führt dann in dem Ver. d. chem. Ges. weiter aus, daß bei sehr niederen Organismen die größte Mannigfaltigkeit der Stoffwechsel einerseits nach der Art der pflanzlichen andererseits nach der der thierischen Organismen stattfindet, die bekanntlich das Schema geben: für die Pflanzen Stickstoffeinfuhr und Kohlenäureausfuhr, bei den Thieren umgekehrt. Dieses Schema ist nicht mehr zu halten. Chlorophyll finde sich auch bei den Protozoen, den niederen Thieren. Weiter wird als unzweifelhaft hingestellt, daß es Thiere giebt, welche mittelst eines chlorophyll-ähnlichen, an ihr eigenes Protoplasma gebundenen Stoffes Kohlenäure zu assimiliren vermögen, und andererseits Bakterien, welche Sauerstoff auscheiden mittelst an ihr Protoplasma gebundenen rothen Farbstoffes. Erkennt sei, daß es Pflanzen ohne Chlorophyll, wie Thiere ohne rothes Blut, giebt, da ja die rothen Blutkörperchen nur die Aufgabe haben, den Sauerstoff in die Gewebe zu transportiren. Die Chemiker werden sicher auf diesen Grundlagen und Andeutungen weiter arbeiten und es stehen noch gar mancherlei überraschende Entdeckungen zu gewärtigen.

Ein antiker Hochstapler. Unter dem Kaiser Commodus (180—192 n. Chr.) wurden die vornehmen, reichen Brüder Condiannus Quinctilius und Maximus Quinctilius in kaiserlichem Auftrage ermordet. Dem Sohn des Maximus, mit Namen Condiannus Sertus, welcher sich damals in Syrien aufhielt, bangte wohl nicht ohne Grund für sein Leben. Er stürzte sich deshalb absichtlich vom Pferde und simulirte einen Blutsturz, sorgte dafür, daß statt seiner ein Widder feierlich begraben wurde und verschwand. Seine Majestät Kaiser Commodus aber ließ fleißig nach ihm forschen, und mehrere Personen mußten ihre Rehnlichkeit mit dem Gesuchten mit dem Tode büßen. Als nun Commodus seinerseits ermordet worden war, tauchte ein falscher Condiannus auf, der das reiche Erbe der Quinctilier einheimsen wollte.

Er bestand, da er die Familiengeschichte und Familienverhältnisse der Quinctilier sehr genau studirt und sich zu eigen gemacht hatte, alle Vernehmungen vor den Behörden, welche seine Ansprüche zu untersuchen hatten, vorzüglich und glücklich.

Unglücklicherweise aber ward die verwickelte Angelegenheit vor den Kaiser Pertinax, den nur ein Jahr regierenden Nachfolger des Commodus, gebracht. Dieser, der Sohn eines Kohlenhändlers, eines Freigelassenen, also eines ehemaligen Sklaven aus Ligurien, hatte seinen Lebensplan darauf gerichtet, sich als Schulmeister durchs Leben zu schlagen, ward aber dann, da er dabei keine Seide spann, Soldat und Kavallerieoffizier, er bekleidete mehrere Provinzialkommandos und sonstige hohe Aemter. Pertinax war ein grundbraver Charakter und verstand auch mehrere fremde Sprachen.

Als ihn der Erbschaftskandidat der Hinterlassenschaft der Quinctilier vorgeführt wurde, kam der ehemalige Schulmeister, der der griechischen Sprache so mächtig war, wie dies auch von dem früher als verschollen betrachteten jungen Condiannus bekannt war, auf den Gedanken, mit dem Hochstapler griechisch zu reden. Da stotzte der Abenteuerer und ward als Schwindler entlarvt.

Rismet! Es ist des Schicksals Wille! Als im Jahre 1860 ein ganzes persisches Heer mit 40 000 Kamelen durch die Feigheit und Unfähigkeit der Führer verloren ging, wurden diese vor ein Kriegsgericht gestellt, wo sie zur Vertheidigung einfach sagten: Wir wollten, aber Gott wollte nicht; — eine Entschuldigung, die auch gutgeheißen wurde derart, daß lediglich auf eine Geldstrafe erkannt wurde. So erzählt Brugsch in seiner „Reise nach Persien“.

Eine Kaiserkrone zu versteigern. Dieses erhabende Schauspiel hatte die Welt nach der Ermordung des römischen Kaisers Pertinax, der infolge seiner persönlichen Lächerlichkeit und ersten Reformabsichten nur 87 Tage lang regierte. Nach seiner Ermordung hieb man ihm den Kopf ab, steckte ihn auf eine Lanze und zog vor die Kaserne der Prätorianer, der von den Vorgängern des Pertinax arg verhaßtesten Leibgarde. Das war am 28. März 193 n. Chr. Eben dorthin war im Auftrage des ermordeten Kaisers dessen Schwiegervater, der Polizeipräsident Sulpicianus, gegangen. Als dieser das Haupt seines Schwiegersohnes erblickte, hatte er, wie der französische Historiker Duruy sich ausdrückt, „die Geistesgegenwart“, den wüsten Landsknechten ein bedeutendes Geldgeschenk anzubieten und sich bei ihnen um die Kaiserkrone zu bewerben.

Nun lebte damals in Rom ein feinstreicher Senator Marcus Didius Severus Julianus, dessen Gattin Marcia Scantilla von gewaltigem Ehrgeiz besetzt war. Als die Geschichte von der „Geistesgegenwart“ des Polizeipräsidenten Sulpicianus bekannt ward, eilte unser Didius Julianus ebenfalls nach der Prätorianerkaserne, und bot mehr, als Sulpicianus drinnen den Soldaten versprochen hatte. Die Boten gingen aus und ein von einem Bieter zum anderen mit der Meldung: „Dein Gegner giebt so viel, was schlägst Du drauf?“ Sulpicianus sollte eben den Zuschlag erhalten gegen ein Geschenk von 5000 Denaren = 4350 Mark für jeden Prätorianer. Da bot der reiche Didius Julianus sofort jedem Soldaten 1250 Denare = 1087 Mark mehr, rief daß auch den Soldaten laut zu und verhiß ihnen die Wiederkehr ihrer „guten alten Zeit“, wie unter dem Kaiser Commodus, der sie ungemein begünstigt hatte.

Damit war Sulpicianus geschlagen. Didius Julianus stieg auf einer Leiter in die Kaserne und nahm die Huldigung seiner allergehenssten Leibgarde entgegen, die sich eifrig versprechen ließ, daß der neue Kaiser seinem Wettbieter keinen Groß nachtragen wolle. Die Kaiserherrlichkeit des Didius Julianus dauerte indeß nur 66 Tage.

Sein Leibgericht. Um 1850 grollte man in Galizien der Regierung und noch mehr der Polizei, die, wie man sagte, eine umfassende Erhebung durch Klugheit und Thätigkeit im Reine erstickt hatte. Eines schönen Tages erhielt der Polizeikommissar, als eine Art kleiner Don Juan und Schürzenjäger bekannt, von zierlicher Damenhand ein Billet zu einem Stelldichein, elegant und korrekt in Form und Inhalt. Der liebebedürftige Polizeikommissar besann sich keinen Augenblick, der Einladung Folge zu leisten. In einem reizenden Negligé kam das Dämchen ihm entgegen. Diener mit langen Wärten servirten den Thee und zogen sich dann zurück. Mit schmachtendem Lächeln erklärte jetzt die Schöne, indem sie in die Hände klatschte: „Zum Nachtisch habe ich meinem Freund sein Leibgericht aufgesetzt.“ Im nämlichen Augenblicke stürzten verummumte Männer mit einer der von der österreichischen Polizei damals viel verwendeten Prügelbänke herein. Der verliebte Kommissar ward aufgeschaukelt, ein Knebel in seinen Mund gestopft und das berühmte „österreichische Traktament“, fünfundsiebzig Stockprügel, servirt. Als die heilige Metternichsche Zahl voll war, ward der Kommissar unter tiefen Büßlingen entlassen. Einen Augenblick dachte er an Rache, fand aber endlich doch für gut, vorläufig über das ganze Abenteuer tiefes Schweigen zu beobachten. Zeugen konnte er nicht angeben, statt Genugthuung nur Gelächter ernten.

Abgefertigt. Der Herr Marquis und Geschichtsschreiber Costa Beauregard, der vor einiger Zeit zum Mitglied der französischen Akademie ernannt worden ist und nach altem Brauch auf den vorhergehenden Inhaber seines Sessels und palmengesüßten Akademikergerandes eine Lobrede halten muß beim Antritt seiner Würde, hat nach dem „Cri de Paris“ (Stimme von Paris) an den Akademiker Jules Barbier geschrieben: „Sie haben Camille Doucet gut gekannt. Sie wissen, daß ich ihn als meinen Vorgänger in der Akademie beloben muß. Kommen Sie doch einmal Morgens zu mir. Ich bin von sieben bis neun Uhr zu sprechen.“ Darauf antwortete Barbier: „Er stelle sich ganz zur Verfügung des Herrn Marquis, er sei seinerseits jeden Morgen von vier bis sechs Uhr zu sprechen. Die Aufnahme des Herrn Marquis werde nun statt im nächsten Monat erst im Herbst oder vielleicht noch später vor sich gehen.“

Gedankensplitter.

Heute können wir noch im Leben erfahren, wie der schrecklichste der Schrecken ein einstuhrreicher Dummtopf ist, dessen Geist allen vorsichtigen, einer genauen Beobachtung der Wirklichkeit entspringenden Erwägungen und Abwägungen unzugänglich, sein einmal gefaßtes Ziel mit blinder und einseitiger Energie verfolgt, unbekümmert um die Hemmnisse und um den Schaden, den er anrichtet. Wetzlar.

Genies und große Talente kann ein Volk nicht zu jeder Zeit haben, wohl aber kann es jedes Geschlecht erst mit der Kunst nehmen. Bariola.

Schnitzel.

Reaktion.

Es bleibt die Nacht des Tags ein Theil,
Doch trotz der finstern Mächte,
Wir sind im Lenz, mein Deutschland Heil! —
Und kürzer werden die Nächte.

Der Zweifel.

Der Glaube ist zum Ruhme gut,
Doch bringt er nicht von der Stelle,
Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,
Er sprengt die Pforten der Hölle.

Wenn der Böbel aller Sorten
Lanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: Du hast im Leben
Doch am Ende nur Dich selber.

Der Lump.

Und bin ich auch ein rechter Lump,
So bin ich dessen unverlegen.
Ein frei Gemüth, ein fromm Gesicht,
Herzbruder, sind ein wahrer Segen.
Links nehm von Christi Mantel ich
Ein Zipfelfchen, daß es mir diene,
Und rechts — Du glaubst nicht, wie das deckt! —
Rechts von des Königs Hermeline. L. Storm.

Der Selbstgerechte.

Er wirft den Kopf zurück und spricht:
„Wohin ich blicke, Lump und Nicht!“
Nur in den Spiegel blickt er nicht. J. Sturm.

Fürbitte.

Gedenke, daß Du Schuldner bist
Den Armen, die nichts haben,
Und deren Recht gleich Deinem ist
An allen Erbgaben.
Wenn jemals noch zu Dir des Lebens
Gesegnet goldne Ströme gehn,
Laß nicht auf Deinen Tisch vergebens
Den Hungerigen durchs Fenster sehn,
Verschenke nicht die wilde Taube,
Laß hinter Dir noch Lehren sehn
Und nimm dem Weinstock nicht die
(letzte) Traube. G. Angg.

Der Bieleitige.

Beglückt Dich eine Muse still,
So bleib ihr tren in Rüdten,
Wer aller neun sich rühmen will,
Der legte statt zu dichten. G. Pittauer.

Sie schwaben von Bescheidenheit,
Mich dünkt, das ist ein fleckig Kleid!
Der hat nach Rechtem nie getrachtet,
Der nicht die eigne Arbeit achtet. G. Kintel.

Hospoet.

Von der Nachwelt zu vermaßen
Sprachst Du, als die Welt Dich los,
Doch sie darf den Mann vergessen,
Der zuerst sich selbst vergaß.

Menschenfreund.

Ein jedes Winkelblättchen preist,
Wenn er den Armen Gutes erweist.
Doch klündernd hab ich nur vornommen,
Woher sein vieles Geld gekommen. G. Edel.

Ein dummer Streich.

Ehrlieh behält das Reich,
Und Wahrheit wird Verbrechen.
Da ist's ein stummer Streich
Ein kluges Wort zu sprechen. P. Heuse.

Zwischen starrten Felsenwänden,
Zwischen Felsen und Thalgeländen
Nirgends kaffen so tiefe Spalten,
Wie zwischen Versprechen, Geben und Halten. D. Stumenthal.

Auflösung des Silber-Räthsels in Nr. 16:
Elfentanz.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Dststr. 14, richten.